

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 50.

Berlin, Sonnabend den 26. April

1845.

### England.

#### Zur Biographie Sydney Smith's.

Im Februar d. J. starb in London der ehrwürdige Sydney Smith, Kanonikus der St. Paul's-Kirche — ein Mann, der als Mitbegründer der Edinburgh Review und einer der launigsten und geistreichsten Schriftsteller seines Zeitalters einige Erwähnung verdient, obgleich er, da seine Werke sich meistens auf Partei-Streitigkeiten und Lokalfragen beziehen, im Auslande vielleicht weniger bekannt ist. Er stammte aus einer guten Familie und wurde im Jahre 1771 zu Woodford in Essex geboren. Seine erste Erziehung erhielt er in der Schule zu Winchester, wo er einen heftigen Widerwillen gegen „das abgeschmackteste aller Lehrsysteme“ faßte, das, wie er sagt, „in der Verkettung langer und kurzer lateinischer Verse und im Skandieren griechischer Epöde besteht.“ Unter seinen Mitschülern war der gegenwärtige Erzbischof von Canterbury, Dr. Howley, wie man aus einem seiner Briefe erfährt, in welchem sich folgende Stelle befindet: „Der Erzbischof von Canterbury besuchte mit mir die Schule und die Universität; vor dreißig Jahren schlug er mich mit dem Schachbrett zu Boden, weil ich ihn Matt gemacht hatte, und jetzt will er mir mein Kirchenpatronat wegnehmen. Ich glaube jedoch, daß dieses die beiden einzigen Gewaltthaten sind, die er je begangen hat.“ Im Jahre 1789 bezog Smith die Universität Oxford, wo er nach einiger Zeit eine Fellowship erhielt, die er indes bei seiner Verheirathung im Jahre 1800 aufgeben mußte, da die halb klösterliche Einrichtung dieser Hochschule die Ehelosigkeit der fellows zum Gesetze macht. Schon früher war er auf Wunsch seines Vaters in den geistlichen Stand getreten und hatte eine kleine Pfarrstelle in Wiltshire angenommen. „Mein erstes Amt“, schreibt er in seiner Autobiographie, „war eine kleine curacy in der Mitte der Ebene von Salisbury. Hier gefiel ich dem Squire, der mir antrug, seinen Sohn als Gouverneur nach der Universität Weimar (? vielleicht Jena) zu begleiten. Ehe wir aber dahin gelangten, hatte sich der Kriegsschauplatz nach Deutschland gezogen, und durch die politischen Stürme verschlagen, kam ich nach Edinburg, wo ich fünf Jahre zubrachte. Die Grundsätze der französischen Revolution waren damals im vollen Gange, und die schottische Hauptstadt befand sich im Zustande einer heftigen sozialen Bewegung. Zu den ersten Personen, mit denen ich bekannt wurde, gehörten die jetzigen Lords Jeffrey, Murray und Brougham, welche Alle politische Gesinnungen hegten, die für den regierenden Minister Dundas“) ein wenig zu liberal waren.“

Der Aufenthalt in Edinburg entschied über Smith's künftige Laufbahn; sein Geist erhielt dort die Richtung, die ihn während seines ganzen Lebens auszeichnete. „Ich habe eine leidenschaftliche Liebe für unparteiische Gerechtigkeit und gesunde Vernunft (I have a passionate love for common justice and common sense)“, sagte er einst, um sein politisches Glaubensbekenntnis mit wenigen Worten auszudrücken, und dieses Gefühl bildete in der That die Grundlage seines Charakters. Er umfaßte die liberalen Ideen seiner Zeit mit Wärme, ohne die revolutionären Exzesse zu billigen, von denen sie begleitet wurden; er haßte den Jakobinismus nicht minder als den Toryismus und zeigte von Anfang an eben so viel unerschrockenen Muth als besonnenen Verstand. Er scheute sich nie, ein wenn auch verrufenes, aber von ihm als gerecht erkanntes Prinzip auszusprechen und zu verteidigen; bis zum Ende seines Lebens war er der eifrigste Anwalt aller praktischen Reformen und widmete ihnen mit Uneigennützigkeit ein Talent, welches, im Dienst der Regierung ausgeübt, ihm die glänzendsten Belohnungen gesichert hätte.

Im November 1802 gab er, in Verbindung mit Jeffrey und Brougham, die erste Nummer der Edinburgh Review heraus — einer Zeitschrift, die in der englischen Literatur Epoche machte und nicht wenig zur Verbreitung liberaler Meinungen beitrug. „Um den Werth der Edinburgh Review zu verstehen“, schreibt er selbst, „muß man sich des Zustandes erinnern, in welchem sich Großbritannien zu jener Periode befand. Die Katholiken waren noch nicht emanzipirt, die Corporations- und Test-Akten nicht aufgehoben — die Jagdgesetze waren fürchtbar drückend — das ganze Land war mit Hällen und Selbstgeschossen bedeckt — den Kriminal-Gefangenen war kein Sachwalter gestattet — Lord Eldon und das Kanzleigericht lasteten schwer auf dem Lande — Libelle wurden mit den grausamsten und rachsüchtigsten Gefängnißstrafen

\*) Henry Dundas, Viscount Melville, der später durch eine im Unterhause gegen ihn erhobene Anklage gezwungen wurde, seine sämtlichen Posten niederzulegen, besaß unter der Verwaltung Pitt's einen überwiegenden Einfluß auf Schottland.

belegt — von den Grundsätzen der politischen Oekonomie verstand man wenig — die Schul- und Hochverraths-Gesetze waren auf dem allerschlechtesten Fuße — die ungeheure Gottlosigkeit des Sklavenhandels wurde geduldet — es existirten tausend Uebel, die seitdem durch die Bemühungen ehrenwerther und talentvoller Männer verringert oder ganz beseitigt worden sind, welche Bemühungen von der Edinburgh Review mit edler Kühnheit unterstützt wurden.“ — Schon im Jahre 1803 legte Smith jedoch die Redaction nieder und begab sich nach London, wo er als Prediger am Fintelhause angestellt wurde und sich bald durch seine Kanzelreden auszeichnete. Diese erschienen später im Druck und erregten sowohl Bewunderung als Tadel. Den meisten religiösen Kritikern war es nicht recht, daß er mehr Gewicht auf die Moral als auf das Dogma legte, und die abschüssliche Vermeidung einer gewissen conventionalen Phraseologie gab seinem Styl einen ungezwungenen und eleganten Anstrich, der ihnen zu sehr nach der Welt zu schmecken schien. In der That erhalten aber seine Reden gerade dadurch, daß er sich der Sprache der Literatur und des geselligen Lebens bedient, einen Charakter der Wahrheit und echten Ueberzeugung; er drückt sich wie ein Mann aus, der von Wirklichkeiten spricht, und wurde daher oft von solchen mit Interesse gehört, die bei gewöhnlichen Rednern gleichgültig bleiben. Als literarische Arbeiten betrachtet, haben seine Predigten zwar nicht denselben Werth wie seine Schriften über politische und moralische Fragen, doch sind sie voller Kraft und Schärfe und tragen ganz den Stempel des gesunden Verstandes, der den Verfasser charakterisirte.

Obgleich sein glänzender Witz und seine sozialen Talente ihm den Zutritt zu den höchsten Zirkeln verschafft hatten, befand er sich in äußerst mäßigen Glücksumständen, bis die Whig-Partei, der er sich mit Leib und Seele angeschlossen, im Jahre 1806 auf kurze Zeit aus Ruder kam. Dieses Ereigniß hatte einen bedeutenden Einfluß auf die Lage Sydney Smith's. Der neue Kanzler, Lord Erskine, beschenkte ihn mit der Pfründe Foston, in Yorkshre, die ein jährliches Einkommen von 500 Pfd. Sterl. abwarf und wo er den größten Theil der folgenden fünfundzwanzig Jahre seines Lebens verbrachte. Hier widmete er sich mit gewohnter Energie den Pflichten eines Landpfarrers und trug eben so sehr für die zeitlichen als für die geistigen Bedürfnisse seiner Pfarre Kinder Sorge, indem er, in Ermangelung eines Arztes, die Kranken pflegte und sie unentgeltlich mit Medicamenten versah, wozu er sich auf der Universität durch die Anhörung eines Kursus medizinischer Vorlesungen qualifizirt hatte. Bei allem dem hörte er jedoch nicht auf, sich mit Literatur und Politik zu beschäftigen.

Das Whig-Ministerium, das gleich nach dem Tode des großen Fox zu wanken begann, wurde im Jahre 1807 durch eine Intrigue gestürzt, die sich mit vieler Geschicklichkeit der anti-papistischen Vorurtheile des Königs und der Nation bediente, um die Tories wieder ans Ruder zu bringen. „Für diejenigen“, schreibt Smith, „die das Unglück hatten, liberale Meinungen zu hegen, und die zu ehrlich waren, sie gegen den Hermelin-Mantel des Richters oder den Talar des Prälaten zu vertauschen, war der Anfang dieses Jahrhunderts bis zum Tode Lord Liverpool's (1828) eine traurige Periode. Eine lange, hoffnungslose Carrière stand ihnen bevor; sie hatten das schmunzelnde Gelächter der Dummköpfe, den ironischen Seitenblick der politischen Achselträger zu erdulden; sie mußten Präbendarien, Dechanten und Bischöfe über ihre Köpfe avanziren und hochwürdige Renegaten nur deshalb zu den höchsten Kirchenwürden befördert sehen, weil sie die Fesseln der katholischen und protestantischen Dissenters schmieden halfen. Ein Whig-Ministerium war eben so wenig zu hoffen, als Thauwetter in Nova-Scotia, und es gab nicht nur keinen Lohn, sondern auch viele Streiche. Es ist in England stets für eine Unverschämtheit gehalten worden, wenn ein Mann, der weniger als zwei- bis dreitausend Pfund jährlich zu verzehren hat, auf eine eigene Meinung über politische Fragen Anspruch macht, und zu jener Zeit wurde er noch überdies mit allen Schimpfreden überhäuft, mit denen man die französische Revolution bekämpfte — Jakobiner, Gleichheitsprediger, Atheist, Deist, Socinianer, Mordbrenner, Königsmörder waren noch die höflichsten Titel, die er zu gewärtigen hatte, und wer eine Spibe gegen die unsinnige Bigotterie der beiden George zu äußern oder die tyrannische Behandlung der irischen Katholiken zu rügen wagte, ward als frecher Ruhestörer in den sozialen Bann gethan.“ Die von den Whigs beantragte katholische Emanzipation und die Aufregung, die sie im Lande hervorbrachte, gab zu dem ersten Werke Veranlassung, in welchem das eigenthümliche Talent Sydney Smith's einen angemessenen Spielraum fand. Die „Briefe Peter Plymley's an seinen Bruder Abraham“ sind in der politischen Literatur der Engländer als klassisch anerkannt. Sie vereinigen die

Leichtigkeit, die Kraft und die durchsichtige Klarheit eines Swift mit der sarkastischen Laune eines Junius; aber obgleich sie die Ungerolmtheiten der Gegenpartei mit jedem Humor bloßstellen, ist ihnen doch die Bosheit dieses Letzteren fremd. Ein neuer französischer Kritiker bemerkt mit Grund, daß der charakteristische Takt Sydney Smith's in der schnellen Auffassung der grotesken Seite alles dessen besteht, was schädlich und ungerecht ist, und daß seine Hauptstärke im Entwickeln der Analogie zwischen dem Falschen und dem Absurden liegt. Demzufolge sind die Ergießungen seiner Laune nicht launenhaft oder zufällig, sondern in stetem Einklang mit der moralischen und intellektuellen Richtung seines Geistes.

Die „Briefe Peter Plymley's“ erregten zu ihrer Zeit nicht geringes Aufsehen; es wurden mehr als 20,000 Exemplare abgesetzt, und obgleich sie anonym erschienen waren, errieth man bald den Verfasser. Sie vermehrten zwar seinen Ruhm, bewirkten aber keine Veränderung in seiner äußeren Lage; er blieb, wie gesagt, noch viele Jahre in Yorkshire, indem er den Pflichten seines Amtes oblag und fortwährend thätigen Antheil an der Edinburgh Review nahm. Er schrieb vorzugsweise über die Verbesserung des Unterrichts- und des Gefängnis-Systems, über die Abschaffung oder Milderung der Jagd-Gesetze und über katholische Emancipation. In der Vertheidigung dieser letzteren bewies er eben so viele Ausdauer als Unerbittlichkeit; er lebte in einer Umgebung, wo seine liberalen Ansichten nur Furcht und Unwillen hervorbrachten, und es gab unter seinen Amtsbrüdern nicht einen einzigen, der seine Meinungen getheilt hätte. Selbst noch im Jahre 1825, als die Geistlichkeit Ost-Yorkshires ein Meeting hielt, um gegen die Emancipations-Bill zu petitioniren, befand sich Smith, der den Antrag mit geistreichen Argumenten und schlagendem Witz bekämpfte, in einer Minorität von — einer Stimme! „Ein armer Geistlicher“, schreibt er, „flüsterete mir zu, daß er ganz so denke wie ich, daß er aber neun Kinder habe! Ich hat ihn, ja recht orthodox zu bleiben.“

Einige Jahre später erhielt er durch Lord Lyndhurst, der sein persönlicher Freund war, eine Präbende bei der Kathedrale zu Bristol und vertauschte zugleich seine bisherige Pfründe mit der Pfarrstelle zu Combe Florey, in Gloucestershire, die er bis zu seinem Tode inne hatte. Als sich endlich nach der Entlassung des Herzogs von Wellington (1830) ein Whig-Ministerium unter Lord Grey bildete, durfte Smith der Hoffnung Raum geben, daß man seine Ergebenheit für diese Partei und die wichtigen Dienste, die er ihr geleistet, nicht vergessen werde. In dieser Erwartung fand er sich jedoch getäuscht; obgleich er mehrere treffliche Reden zu Gunsten der Reformbill hielt und die Maßregeln der Whigs mit Eifer unterstützte, wurde ihm das Ziel seines Ehrgeizes — eine Bischofsmütze — versagt, und erst wenige Tage vor seinem Tode erhielt er das reiche Kanonikat an der St. Paul's-Kirche, welches ihn in den Stand setzte, den Ueberrest seines Lebens in London und in jenen Kreisen zu verbringen, denen er zur Ehre gereichte. Hier verfaßte er seine Schrift über die Einführung des Ballots, seine Briefe über Kirchen-Reform und seine Briefe über die amerikanischen Schuldforderungen, die den Beweis liefern, daß das Alter die Elastizität seiner Geisteskräfte nicht im mindesten geschwächt hatte. Seine vieljährige Verbindung mit der Edinburgh Review löste sich indessen auf; die letzten Beiträge lieferte er ihr im Jahre 1827 oder 1828.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Wahl des geistlichen Standes für Sydney Smith eine unglückliche war. Mit den glänzendsten Eigenschaften für das politische Leben ausgestattet, konnte er nur indirekt darin auftreten, und oft schien sein Amtsstück ihm gleichsam im Wege zu stehen und die Freiheit seiner Bewegungen zu beeinträchtigen. Sein Witz und seine heitere Laune widersprachen den hergebrachten Ideen des klerikalischen Anstandes und führten zum Glauben, daß der geistreiche Humorist jener höheren Eigenschaften entbehere, die den christlichen Seelsorger bezeichnen müssen. Bei allem dem war sein Wandel tadellos, und wenn wir von seinen Handlungen auf seinen Charakter schließen dürfen, so scheint ihm nichts zu fehlen, was zur würdigen Erfüllung seiner Berufspflichten dienen konnte. Hoher Rechtsinn, warme, edelmüthige Gefühle, durchdringender Geist, klarer praktischer Verstand — sollten diese nicht auch bei einem Geistlichen an ihrem Platze seyn?

Wir können diese Notiz nicht passender beschließen, als durch eine Mittheilung, die vor einiger Zeit in der Revue des deux Mondes erschien und worin Sydney Smith selbst dem Herrn Eugène Robin, der eine treffliche Kritik seiner Werke geschrieben hatte, einen anziehenden Bericht über die Weise giebt, in der er die letzten Tage seines Lebens verbrachte. „Ich zähle vierundsechzig Jahre“, sagt er, „und da ich sowohl Kanonikus der St. Paul's-Kirche in London, als Pfarrer eines Kirchspiels auf dem Lande bin, so theile ich meine Zeit gleichmäßig zwischen Stadt und Land. Ich lebe in London in der besten Gesellschaft, meine Glücksumstände sind erwünscht, meine Gesundheit erträglich — ich bin ein gemäßiger Whig, ein toleranter Geistlicher und ein Liebhaber des Schwagens, Lachens und Geräusches. Ich dinire in der Stadt mit den Reichen und medicinire auf dem Lande die Armen, indem ich von den Gelagen des Dives zu den Geschwüren des Lazarus übergehe. Im Ganzen schätze ich mich für einen glücklichen Mann, habe diese Welt eine unterhaltende Welt gefunden und danke der Vorsehung für das Loos, welches sie mir darin bestimmt hat.“

## Frankreich.

### Charakteristiken aus der Konsular-Epoche, nach Thiers.

Die Konsuln: Cambacérés, Lebrun. — Napoleon's Familie: Joseph, Lucian, Madame Bonaparte. — Die Minister: Fouché, Talleyrand. — Die Generale: Moreau, Kieber, Desaix.

(Fortsetzung.)

„Madame Bonaparte gehörte in ihrer ganzen Denkweise der vergangenen Periode an. Sie war fromm, abergläubisch, selbst royalistisch, und verabscheute die von ihr so genannten Jakobiner, welche es ihr reichlich vergalteten. Sie fand nur an den Leuten von ehemals gefallen, die nun schaarenweise nach Frankreich zurückgekehrt waren und sie des Morgens besuchten. Sie hatten sie als Frau eines geachteten und ziemlich hochgestellten Mannes, des unglücklichen Beauharnais, gekannt, der auf dem Schafot der Revolution gestorben war; sie fanden sie als Gemahlin eines Emporkömmlings wieder, der aber freilich mächtiger war, als irgend ein Fürst in Europa; sie fürchteten nicht, ihre Güte in Anspruch zu nehmen, während sie sich doch den Anschein gaben, sie zu verachten. Sie gab sich alle Mühe, ihnen förderlich und gefällig zu seyn. Ja sie unterstützte selbst eine Hoffnung, welche jene gern nährten, daß nämlich Napoleon eigentlich nur auf eine günstige Gelegenheit warte, um die Bourbonen zurückzurufen und ihnen ihr rechtmäßiges Erbe wiederzugeben. Merkwürdigerweise hätte sie diese Hoffnungen am liebsten selbst getheilt, denn sie hätte ihren Gemahl nicht sowohl als Monarch, durch die Hand der Nation gekrönt, zu sehen gewünscht, sondern als Unterthanen der Bourbonen, aber als Beschützer seiner Könige und umgeben von den Huldigungen der alten französischen Aristokratie. Sie besaß ein sehr schwaches Herz. Sie war zwar leichtsinnig, aber sie liebte den Mann, der sie mit Ruhm bedeckte, und liebte ihn um so mehr, seit seine Liebe lauer geworden war. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß er wagen werde, einen kühnen Fuß auf die Stufen des Thrones zu setzen, ohne zugleich unter den Dolchen der Republikaner oder der Royalisten zu fallen, und sah sich und ihre Kinder in denselben Untergang gezogen. Aber gefügt, daß er glücklich auf den angemessenen Thron gelangte, so qualte ihr Herz eine andere Furcht: daß sie sich nicht neben ihn setzen werde. Würde man eines Tages den General Bonaparte zum Könige oder Kaiser machen, so könnte dies doch nur unter dem Vorwande geschehen, die Regierung durch das angenommene Prinzip der Erblichkeit zu befestigen; unglücklicherweise aber gaben ihr die Aerzte keine Hoffnung, mehr Kinder zu bekommen. Dabei erinnerte sie sich an die Prophezeiung einer damals berühmten Wahrsagerin, welche ihr gesagt hatte: Sie werde den ersten Platz in der Welt einnehmen, aber nur auf kurze Zeit. — Schon hatte sie die Brüder des ersten Konsuls das verhängnißvolle Wort Scheidung aussprechen hören. Die Unglückliche, welche die Königinnen von Europa, nach dem sie umgebenden äußeren Glanze zu schließen, hätten beneiden können, lebte im tiefsten Kummer. Jeder Fortschritt seines Glückes vermehrte den Glanz ihres Daseyns und den Kummer ihres Lebens: und wenn sie der nagenden Sorge vergaß, so war es ihr Leichtsin, der sie von weitausschauender Berechnung zurückhielt. Die Zuneigung, welche der General Bonaparte ihr bewies, selbst die Art, wie er etwaige Aufwallungen durch Beweise aufrichtigen Wohlwollens auf der Stelle wieder gut machte, beruhigten sie vollends. Ueberdies war sie, wie alle Leute jener Zeit, in einen betäubenden Strudel gezogen und rechnete auf den Gott der Revolutionen, den Zufall; und von den heftigsten Aufregungen kehrte sie dann wieder zum Genuße ihres Glückes zurück. Unterdeß versuchte sie, ihren Gemahl von den Gedanken an eine übertriebene Größe zurückzuführen, wagte ihm sogar von den Bourbonen zu reden, selbst auf die Gefahr hin, sich einem Ungewitter auszusetzen, und obgleich sie ihrer Richtung nach sich mehr zu Talleyrand als zu Fouché hätte neigen sollen, wandte sie doch dem Letzteren ihre Günst zu, da er, wenn auch immerhin Jakobiner, meinte sie, doch dem ersten Konsul die Wahrheit zu sagen wagte; und in ihren Augen sagte Jemand dem ersten Konsul die Wahrheit, wenn er ihm die Erhaltung der Republik anrieth, mochte er doch dabei seine Konsulargewalt vermehren. Die Herren Talleyrand und Fouché glaubten ihren Einfluß zu vermehren, wenn sie sich in die Familie des ersten Konsuls eindrängten, und thaten das, indem sie einer jeden Seite schmeichelten, wie sie geschmeichelt zu seyn wünschte. Talleyrand suchte den Brüdern zu gefallen, indem er sagte, man müsse für den ersten Konsul eine andere Stellung finden, als diejenige, welche er nach der Constitution besäße. Fouché suchte der Madame Bonaparte zu gefallen, indem er sagte, daß man große Unvorsichtigkeiten begebe, und daß man Alles verlieren werde, indem man Alles erzwingen wolle. Diese Art, sich in seine Familie einzudrängen und die Aufregung derselben durch solche Einmischungen zu vergrößern, erregte das lebhafteste Mißfallen des ersten Konsuls. Er gab es oft zu erkennen, und wenn er den Seinigen eine Mittheilung zu machen hatte, so braustragte er seinen Kollegen Cambacérés damit, welcher mit seiner gewohnten Klugheit Alles hörte, nichts weiter sagte, als was ihm zu sagen geheißen war, und sich jener Aufträge mit eben so viel Geschick als Sorgfalt entledigte.“

„Vor dem Uebergewichte Napoleon's traten die Minister sehr in Schatten; nur zwei derselben, Fouché und Talleyrand, machten sich einigermaßen bemerklich. Der Kriegs-Minister Carnot war durch Berthier ersetzt worden, der sich besser zu der Rolle eignete, die Ideen seines Chefs zu begreifen und wiederzugeben, was er mit bewundernswürdiger Klarheit und Schärfe that.“

Es war kein geringes Verdienst, auf eine würdige Weise dem Generalstabe des größten Heerführers der Zeit, und vielleicht aller Zeiten, vorzustehen. Aber neben dem ersten Konsul konnte Berthier doch keine Bedeutung als Leiter der militärischen Operationen haben. Die Marine erfuhr für den Augenblick nur geringe Berücksichtigung. Die Finanzen verlangten nur die feste und beharrliche, aber unbeachtet fortgehende Anwendung einiger ein für allemal aufgestellten Grundsätze. Die Polizei aber hatte eine bedeutende Wichtigkeit, weil der Regierung ein so großer Spielraum gelassen war; und neben der Polizei die auswärtigen Angelegenheiten, weil man zu der ganzen Welt neue Beziehungen anknüpfen mußte. Für die Polizei brauchte der erste Konsul einen Mann, der nicht nur die Parteien kannte, sondern auch die Individuen, aus denen die Parteien bestanden; darauf beruhte der vom Minister Fouché erlangte Einfluß. Und für die auswärtigen Angelegenheiten war zwar der erste Konsul selbst der Mann, den man Europa am besten gegenüberstellen konnte, aber man brauchte doch einen sanfteren, einen geduldigeren Vermittler für das Einzelne; und darauf beruhte der von Talleyrand erlangte Einfluß. Fouché und Talleyrand theilten also die ganze politische Bedeutung, welche die Minister damals besaßen.

„Die Polizei war damals nicht, was sie glücklicherweise seitdem geworden ist, eine bloße Aufsicht ohne eigene Gewalt, welche nur den gesetzlichen Richter zu benachrichtigen oder seinen Auftrag auszuführen hat. Es war eine unbegrenzte, willkürliche und in die Hand eines Menschen gelegte Macht. Der Polizei-Minister konnte diese als Revolutionaire verbannen, jene als Emigranten zurückrufen, ihnen überall ihren Aufenthalt anweisen, die Sequestration der Güter von zurückgekehrten Emigranten bestehen lassen oder aufheben, einem Priester seine Kirche wiedergeben oder entziehen, eine missfällige Zeitung unterdrücken oder tadeln, endlich jedem Einzelnen das Mißtrauen oder die Gunst einer Regierung zuwenden, welche damals eine außerordentliche Anzahl von Stellen zu vergeben und bald über die Reichthümer Europa's zu Gunsten ihrer Kreaturen zu verfügen hatte.

„Fouché, ein ehemaliges Mitglied der Congrégation de Poratoire, dann des National-Konventes, war mit der Handhabung dieser Gewalt beauftragt. Er war ein verständiger und gewisteter Mann, weder gut noch böse, kannte die Menschen vortrefflich, besonders die schlechten, und verachtete sie. Er gebrauchte die Gesmittel der Polizei eben sowohl, um die Agenten der Unruhmisster zu füttern, als um sie zu überwachen. Stets bereit, einem Jeden, der politischer Umtriebe müde war, Brod oder eine Anstellung zu verschaffen, gewann er der Regierung und vorzüglich sich selber Freunde und verschaffte sich dadurch nicht bloß leichtgläubige oder täuschende Spione, sondern Leute, die ihm wirklich verpflichtet waren und niemals verfehlten, ihn von dem, was ihm wissenschaftlich scheinen konnte, in Kenntniß zu setzen. Er besaß dergleichen Leute unter allen Parteien, selbst bei den Royalisten, war jederzeit wohl unterrichtet und vergrößerte weder sich noch seinem Herrn die Gefahr. Er wußte den Unbesonnenen von dem wirklich Gefährlichen zu unterscheiden, verstand den Einen zu warnen, den Anderen zu verfolgen, und verwaltete mit einem Worte die Polizei besser, als jemals geschehen ist, denn sie hat eben sowohl die Aufgabe, Widersehllichkeit zu entwaffnen als zu unterdrücken. Er wäre ein ausgezeichnete Minister gewesen, hätte er edlere Absichten verfolgt, hätte seine Rücksicht einen anderen Grund gehabt, als die Gleichgültigkeit gegen Gut und Böse, wäre seine Thätigkeit aus einer anderen Quelle entsprungen, als aus einem Bedürfnisse, sich in Alles zu mischen, wodurch er dem ersten Konsul oft lästig und verdächtig wurde und nicht selten den Anschein eines gemeinen Ränkefchmiedes erhielt. Seine verständige und niedrige Physiognomie zeigte übrigens ganz deutlich die guten wie die schlechten Eigenschaften seines Geistes.

„Der erste Konsul war geizig mit seinem Vertrauen und schenkte es namentlich denjenigen schwer, die er verachtete. Er gebrauchte Fouché, indem er ihm mißtraute. Zuweilen suchte er ihn auch durch Andere zu ersetzen oder zu kontrolliren, indem er seinem Secretair Bourienne, dem Kommandanten von Paris, Murat, und besonders seinem Adjutanten Savary Geld gab, um sich auf diese Weise mehrere einander widersprechende Polizeien zu verschaffen. Aber Fouché wußte stets diese geborgten Polizeien eines listigen und kindischen Benehmens zu überführen, zeigte sich allein wohl unterrichtet, und obgleich er oft der Absicht des ersten Konsuls zuwiderhandelte, versöhnte er ihn doch durch diese Art, die Menschen zu behandeln, welche sich weder von Haß noch von Liebe leiten ließ, sondern einzig dem Bestreben folgte, Einen nach dem Anderen dem Parteitreiben zu entreißen.

„Fouché war der Revolutions-Partei so halb treu geblieben, schonte seine alten Freunde gern und wagte in Beziehung auf sie dem ersten Konsul zu widersprechen. Weil er sie und die Royalisten kannte, wurde er nicht müde, zu wiederholen, daß die Gefahr, wenn überhaupt eine vorhanden sey, nicht sowohl von den Republikanern als von den Royalisten komme, und daß man bald Gelegenheit haben werde, sich davon zu überzeugen. Er hatte selbst, freilich nur auf kurze Zeit, das Verdienst, daran zu erinnern, daß man gut thun werde, sich etwas weniger von der Revolution und ihren Ideen zu entfernen. Als er bereits die Schmeichler sagen hörte, daß man rascher mit der Reaction zu Werke gehen müsse, daß man sich um die Vorurtheile der Revolution nicht zu kümmern brauche, daß man zu einer Art von Monarchie zurückkehren müsse, obgleich gerade nicht zu den Bourbonen, so wagte er, wenn nicht das Ziel, so doch die Unvorsichtigkeit zu tadeln, mit welcher gewisse Leute ihm zusteuerten. Der erste Konsul erkannte zwar die Richtigkeit seiner Bemerkungen, aber er war nicht sonderlich von ihnen erbaut, zumal sie nur mit nüchternem Verstande, aber nicht mit der Würde edler Freimüthigkeit ausgesprochen wurden.

„Fouché von Talleyrand spielte eine ganz entgegengesetzte Rolle; er war dem Herrn Fouché weder zugeneigt noch ähnlich. Beide waren ursprünglich Priester gewesen, der Eine der höheren, der Andere der niederen Geistlichkeit zugehörig, und hatten nichts weiter gemein, als daß sie Beide die Revolution benutzt hatten, um ihren Rock auszuziehen, der Eine die Prälaten-Robe, der Andere das Ordenskleid. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, welche jene vollkommen aus den Fugen gegangene Gesellschaft gut charakterisirt: diese aus einem Offizier und zwei abtrünnigen Priestern zusammengesetzte Regierung, die dennoch, trotz solcher Zusammensetzung, glänzend, groß und einflußreich war.

„Talleyrand war von vornehmer Herkunft und durch seine Geburt zum Soldatenstande bestimmt. Ein Zufall raubte ihm den Gebrauch eines Fußes und verurtheilte ihn zum Priesterstande. Er hatte aber für diesen aufgedrungenen Beruf keinen Geschmack und wurde allmählig Prälat, Hofmann, Revolutionair, Emigrant, endlich unter dem Direktorium Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Von allen diesen Stellungen war ihm etwas geblieben: man spürte in ihm den Bischof, den gnädigen Herrn und den Revolutionair. Er hatte keine feste, wohlbegründete Ansicht, sondern nur eine natürliche Mäßigung, die allen Uebertreibungen abhold war. Er wußte sich augenblicklich die Idee derrer anzueignen, denen er aus Neigung oder Absicht gefallen wollte, drückte sich in einer eigenthümlichen, der Voltaireschen Schule angehörigen Sprache aus, war reich an lebendigen, treffenden Antworten, die ihn eben so gefürchtet als anziehend machten, zeigte sich bald schmeichelnd, bald verächtlich, bald mittheilend, bald zurückhaltend, bald nachlässig, bald würdevoll, hinkte, ohne unangenehm zu erscheinen, kurz er war eine der merkwürdigsten Personen, wie sie nur eine Revolution hervorbringen kann, und der versphärischste Unterhändler, aber zu gleicher Zeit ganz unfähig, die Angelegenheiten eines großen Staates selbständig zu leiten; denn dazu bedarf es Willenskraft, bestimmter Ansichten und beharrlicher Thätigkeit, aber von diesen Eigenschaften besaß er auch nicht eine. Sein Wille beschränkte sich auf das Bestreben, zu gefallen, seine Ansichten bestanden in Meinungen des Augenblicks, seine Thätigkeit war Null. Er war mit einem Worte ein vollkommener Gesandter, aber kein dirigirender Minister, wenn wir diesen Begriff nämlich in seiner höchsten Bedeutung auffassen. Auch hatte er unter der Konsular-Regierung keine andere Rolle. Der erste Konsul, welcher Niemanden eine eigene Meinung über die Angelegenheiten des Krieges oder der Diplomatie durchzuführen gestattete, verwendete ihn nur zu Unterhandlungen mit den fremden Gesandten nach seinen eigenen Absichten, und Talleyrand löste seine Aufgabe mit unübertrefflicher Kunst. Doch hatte er auch ein moralisches Verdienst: er liebte den Frieden unter einem Herrn, der den Krieg liebte, und verhehlte es nicht. Mit seinem ausgesuchten Geschmack, seinem sicheren Takte, selbst mit seiner nützlichen Trägheit konnte er schon dadurch wahrhafte Dienste leisten, daß er der überströmenden Haß des ersten Konsuls in Wort, Schrift und Handlung seine Rührerheit, seine Mäßigung, selbst seinen Hang zum Nichtsthun entgegensetzte. Aber auf den gebieterischen Herrn hatte er nur geringen Einfluß, denn er imponirte ihm weder durch Genie noch durch Ueberzeugung. Deshalb besaß er auch nicht mehr, sondern selbst weniger Macht als Fouché, obgleich er dem ersten Konsul eben so nothwendig und zugleich angenehmer war.

„Uebrigens sagte Talleyrand ganz das Gegentheil von dem, was Fouché behauptete. Er liebte die alte Monarchie, abgesehen von den Personen und lächerlichen Vorurtheilen jener Zeit, und rieth, so bald als möglich sie selbst oder doch einen Ersatz derselben herzustellen, indem der Ruhm des ersten Konsuls den Mangel königlichen Geblütes ersetzen könne. Wollte man baldigen und dauernden Frieden mit Europa, sagte er, so müsse man sich beeilen, ihm zu gleichen. Und während Fouché im Namen der Revolution rieth, nicht so rasch vorwärts zu gehen, rieth Talleyrand im Namen Europa's, nicht so langsam vorwärts zu gehen. Bonaparte schätzte beide Männer nach Verdienst, schenkte aber keinem von beiden in keiner Sache unbedingten Glauben.“

(Schluß folgt.)

## Afrika.

Eine Jagd auf entlaufene Neger, auf Isle de Bourbon.

(Schluß.)

V.

„Ich war ruiniert“, fuhr Maurice fort, „und, was das Schlimmste war, ruiniert, ehe ich reich gewesen. Man mußte sich aber bescheiden und die entflohenen Sklaven für verloren halten. Sie lebten, nun sie aus ihrem ersten Schlupfwinkel vertrieben waren, noch tiefer in den Bergen und Wäldern und wurden nicht mehr gesehen.“

„Eines Tages, als ich eine Pirogue \*) zu Ende zimmerte, die César angefangen hatte, fragte mich mein Vater, ob ich wohl auf der Brust unseres Negers eine kleine Wunde bemerkt hätte. Ich erinnerte mich derselben genau. „Eine eben solche“, fügte mein Vater hinzu, „hatte der andere Malgache; sie haben also Bräderschaft mit einander gemacht und sind darum zusammen davongelaufen!“ Er erklärte mir darauf, daß in Madagaskar zwei Freunde sich durch eine blutige Ceremonie zu lebenslänglicher, gegenseitiger Hülfe mit einander verbinden. Sie machen sich dann in der Herzgrube eine kleine Wunde und tränken mit dem ausfließenden Blute zwei Stücke Ingwer; Jeder

\*) Ein zu einem Rahne ausgehöhlter Baumstamm.

ist darauf das Stück mit dem Blute des Anderen. Die Zeugen verrichteten ebenfalls verschiedene Gebräuche; der älteste giebt den beiden neuen Brüdern einen Schlag mit einem Wurfspeise und läßt sie einen schrecklichen Eid sprechen, dessen letzte Phrase also lautet: „Möge derjenige, der von uns zuerst sein Versprechen verlegt, vom Donner zermalmt werden, und seine Mutter werde ein Fraß für die Hunde!“ Es giebt Weiße, die mit den Häuptlingen der Insel Bruderschaften geschlossen und daraus in vielen Gefahren großen Nutzen gezogen haben.

„Wir lebten in dem Dorfe in der steten Furcht, dem schlauen und gewandten Cäsar könnte es einmal in den Sinn kommen, sich einer Schaluppe an der Küste zu bemächtigen und die Flucht nach seinem Madagaskar zu versuchen. Wie leicht konnte er sich dann mit der Bande im Walde verbinden und die Wohnungen anzünden, um uns an der Verfolgung zu hindern. Während wir aber zu Hause in Angst und Sorge lebten, die Verschwundenen könnten sich einmal wieder zu unserem Schrecken zeigen, lebten Cäsar und sein Adoptivbruder friedlich in dieser Grotte. Niemand kannte dieselbe damals; oft waren wir zwar auf unseren Jagden vorübergekommen, aber die Bewohner hüteten sich, irgendwie ihre Anwesenheit zu verrathen. Sie betreten das Gras im Umkreise nie, sondern kletterten über große Lianen in ihre Höhle und hinaus. Der alte Duinola, jener Malgache mit den weißen Haaren, über den so viele geheimnißvolle Gerüchte im Umlauf waren, hatte sie in dieses sichere Versteck geführt. Er war selbst viele Jahre darin verborgen gewesen, und selbst kein Schwarzer aus der Bande wußte um seinen Aufenthalt. Cäsar aber gehörte zu seiner Familie, und natürlich mußte dessen Adoptivbruder die Freistätte mit ihnen theilen.

„Ich weiß nicht recht, ob Duinola wirklich ein Zauberer war, wie die Sklaven aus seinem Lande behaupteten; aber er hatte geschworen, nicht auf der Insel zu sterben. Als die Regenzeit begann und die Berge völlig unwegsam wurden, führte er die beiden jungen Schwarzen in eine waldige Schlucht mitten im Gebirge, zeigte ihnen dort einen dicken, hohen, unbemoosten Baum und forderte sie auf, daraus eine Pirogue zu machen. „Damit“, sagte er zu ihnen, „fahren wir dann nach unserem Geburtslande und kommen endlich aus dieser Insel, auf der man uns, wie Schakale, hegt. Ich bin alt, liebe Kinder, und die Kräfte versagen mir, aber mein Kopf ist noch gut, und ich kann euch führen. In drei Tagen bin ich aus Madagaskar hierher gekommen. Drei Tagereisen also von diesem Gefängniß, von diesem Walde, aus dem wir uns nicht herauswagen dürfen, von dieser kleinen Insel, in der wir keine Stunde ohne Angst leben, liegt unsere große Insel mit unseren Familien! Ihr werdet ein Weib finden und Kinder, ich einen Platz bei meinen Ahnen, die sehr reich gewesen sind und sehr geehrt!“ . . . So und noch weit schöner sprach der alte Neger, denn er war ein Gelehrter seines Landes gewesen und hatte, ehe er entfloh, Lieder gedichtet, die die malgachischen Sklaven noch heute singen, wenn sie das Zuckerrohr schneiden. Die beiden Brüder erwiederten nichts und gehorchten. Während es im Walde gewitterte, hieben sie den großen Baum um, schnitten die Aeste ab, nahmen davon die Länge einer Pirogue zu drei Personen und gingen muthig ans Ausschöpfen. Das war eine harte Arbeit. Zwischen feuchten Steinen, in steter Furcht, von einem Spion oder von ihren Landsleuten gesehen zu werden, lagen sie und arbeiteten Tag und Nacht. Sagen Sie, meine Herren, hätte es Cäsar bei uns nicht besser gehabt? Wir behandelten ihn gut; nach einigen Jahren würde er sich losgekauft und für seine Rechnung gearbeitet haben, und, er wie ich, Beide wären wir glücklich geworden!

„Der Kahn war bald fertig; auch hatten sie keine Zeit zu verlieren, denn Duinola fühlte, daß er schwach wurde, und sagte zu ihnen: „Muth, liebe Kinder, ihr werdet mich nicht hier sterben lassen.“ Als das Letzte an der sauren Arbeit gethan war, schlepten und schleiften sie die Pirogue über Felsen und Moräste, bis wo der Fluß schiffbar zu werden anfängt, und klagten, wie faul sie auch als Neger von Natur waren, nicht über die unsäglich Mühe. Den alten Zauberer führten sie an der Hand, der sich schon auf dem Wege nach Madagaskar sah und ganz närrisch vor Freude war. Er sang, wie ein Kind, so daß die Brüder ihm mehr denn einmal zurufen mußten: „Nicht so laut, Vater, nicht so laut, wir kommen an ein Dorf, die Hunde schlagen an!“ Endlich stand das Fahrzeug auf dem Flusse. Cäsar prüfte es, ließ es vorwärts und rückwärts ziehen; das Wasser trug das junge Holz. Duinola saß an dem einen, unser Sklave an dem anderen Ende, und sie ruderten behutsam weiter. Der andere Schwarze lief nebenher und jubelte über das kleine Fahrzeug, das für unsere Flüßchen wohl ausgereicht hätte. Mit der Zeit langweilte ihn das Gehen, er warf sich ins Wasser und schwamm hinter dem jungen Malgachen, der stolz das Ruder führte, und dem Alten, der schweigsam nach dem Himmel sah. Um Mitternacht waren die Flüchtlinge am Meere. Die Nacht war hell genug, daß ein Ruderer sich zurecht finden, aber auch dunkel genug, daß irgend ein Feind sich in der Nähe verbergen konnte. Wenn ein Fisker in der stürmischen Nacht dort geangelt und sie ertappt hätte! Aber ungedrört zogen sie in die murmelnden Wogen.

„Als sie an dem letzten Vorsprung der Küste waren, stieg Cäsar aus, nahm ein Blatt einer Ravenala, schöpft es voll Wasser, stellte sich bis an die Knie ins Meer und besprengte die Wände der Pirogue damit. Darauf faltete er die Hände und betete zu den Wogen, daß sie ihn und seine Gefährten ohne Unfall auf ihre Insel tragen und vor Sklavenhändlern und Seeungeheuern schützen möchten. Darauf grub er das Blatt in den Sand, sprang in den Kahn und stieß von der Küste. Die Ravenala, die man hier den Baum der

Reisenden nennt, wird von den Madegassen heilig gehalten, weil sie eine große Menge kühlen trinkbaren Wassers enthält, selbst wo sie in trockenen Gegenden wächst.

„Als die Sonne aufging, erschien den drei Malgachen unsere Insel wie ein einziger Berg mit grauem Gipfel und grünem Fuße, von einem Schaumgürtel umgeben und einem Thronhimmel von Wolken überschattet. Die entlaufene Neger auf den Hochebenen mochten eben von dem alten Zauberer sprechen und dabei den schwarzen, immer kleiner werdenden Punkt auf dem Wasser betrachten; aber Duinola, der ein Schrecken für die Pflanzler und ein Heiliger für die Neger gewesen war, sprach kein Wort mehr, seit ihn Cäsar in die Pirogue gesetzt hatte.

„In der schlimmen Jahreszeit um unsere Insel zu schiffen, ist nicht immer leicht für die großen Fahrzeuge; wie hätte ein kleiner, kaum ausgebauter Kahn den Wellen widerstehen sollen? Bald merkten die beiden Ruderer, daß das junge Holz zu schwer war und sich immer mehr und mehr senkte. Bei dem ersten Windstoße, der sie traf, schwammen die mitgenommenen Früchte im Salzwasser. Sie wußten nicht mehr, wohin sie steuern sollten, und überließen sich dem Winde. Das war aber nicht die Richtung, nach Madagaskar zu kommen. Der kleine Kahn trieb nach der Fahrt eines Tages so wenig, daß die jungen Malgachen aus Furcht, er könnte sinken, abwechselnd hinterher schwammen. Die Kräfte verließen sie, der Sturm jagte sie hier und dorthin, der Regen goß in Strömen, und wie die Algen wogten sie hin und her. Ein Schiff begegnete ihnen; aber der im Rahne saß, ruderte nicht mehr, und der am Steuer hing, hielt kaum den Kopf über dem Wasser. Als man sie anrief, schienen sie aufzuwachen; sie reichten sich die Hand und tauchten unter. Die Matrosen des Schiffes glaubten, sie bald wieder heraufkommen zu sehen — aber sie haben sich nie wieder auf den Wellen gezeigt.

„Der alte Duinola blieb allein auf dem Kahn. Der Capitain des Schiffes schickte ein Boot nach ihm, weil er nicht antwortete, als man ihn anrief. Doch die Anderen waren untergetaucht, weil Duinola gestorben war, nicht in Madagaskar, wie er gehofft, aber doch außerhalb der verhassten Insel, wie er geschworen hatte.“

„Und wer hat euch den letzten Theil der Geschichte erzählt?“ fragte ich den Kreolen.

„Ein entlaufener Neger, dem Duinola für einige geleistete Dienste seine Grotte vermacht hat. Man läßt ihn seit vielen Jahren in Frieden hier vagabundiren, da sein früherer Herr längst todt ist. Er war es ohne Zweifel, den ich vorhin mit einem Schuß verscheuchte. Mit ihm stehe ich nun zwar ganz leidlich, aber es sind noch andere Neger da, die ich fern haben wollte.“

„Auf eure Insel“, sagte der Doktor, „hat die Vorsehung weder Schlangen noch wilde Thiere gesetzt; den Europäern war es vorbehalten, sie mit einer Gattung von Menschen auszustatten, die ich mit Recht Duschmänner nennen kann.“

(R. d. d. M.)

### Mannigfaltiges.

— Thorwaldsen's Byron-Statue. Dieses vom Künstler ursprünglich für die Westminster-Abtei gearbeitete Denkmal, das jedoch von dem Bischof und dem Metropolitankapitel von London zurückgewiesen wurde, hat länger als zwölf Jahre in den dunkeln Kellerräumen der Londoner Docks gelegen und war dort so vergessen, daß es vor einiger Zeit hieß, die Statue sey gänzlich verloren gegangen, da Niemand wisse, wohin sie gekommen. Inzwischen hat man sie glücklich wieder ans Licht gebracht, und gegenwärtig befindet sie sich im Atelier Sir Richard Westmacott's, der einige Ausbesserungen daran vorgenommen, um sie demnächst nach Cambridge zu senden, wo sie in der Universitäts-Bibliothek aufgestellt werden soll. Thorwaldsen hatte die Statue allerdings auf Bestellung einiger Freunde des Dichters gearbeitet, die das Geld dazu zusammengeschossen hatten, aber die zusammengebrachte Summe war so unbedeutend, daß der englische Bildhauer Chantrey, an den man sich zuerst gewandt, für das angebotene Honorar kein Werk dieser Art übernehmen wollte, während der große dänische Künstler, als ihm darauf der Antrag gemacht wurde, erwiederte: „Meine Herren, dafür kann ich Ihnen den Marmor nicht herstellen, aber ich will Ihr Geld annehmen und Ihnen die Statue liefern.“ Die Statue, obwohl — was die Ausführung einzelner Theile betrifft — nicht zu Thorwaldsen's besten Arbeiten gehörend, bietet doch dem Auge von allen Seiten einen würdigen künstlerischen Anblick dar. Der Sänger sitzt auf dem Bruchstück einer Ruine, und zwar eines antiken Tempels, und sein Fuß ruht auf dem zerbrochenen Schaft einer umgestürzten Säule. Die auf der Ruine angebrachten Skulpturen, scheinbar zu dem antiken Tempel gehörend, bilden eine sinnreiche Huldbildung des Dichters; auf der rechten Seite derselben befindet sich die Gese der Minerva, und auf der Linken wird dem Apoll die Lyra geweiht. In der linken Hand hält der Dichter einen Band mit dem Titel „Eilde Harold“, und das erhobene Kinn wird von einem Griffel berührt, den er mit der Rechten führt. Die Gestalt des Dichters erscheint einfach und ohne alle Affectation; in seinen Gesichtszügen liegt etwas unaussprechlich Seelenvolles: Ernst und Trauer zugleich, aber auch Größe und volle Reife des Geistes. Das Kostüm ist ein Reittleid mit leicht darüber geworfenem Mantel, dessen Falten auf ungemein geschickte Weise drappirt sind. Der Idee nach ist also das Werk seines Meisters wie des Gegenstandes vollkommen würdig, und nur die Ausführung soll hier und da Einiges zu wünschen übrig lassen.